

Die Dämme der Talfer und des Eisack: der Schutz vor den Überschwemmungen

Der Talkessel von Bozen verdankt seine Entstehung zum einen der Gletschertätigkeit der Eiszeiten (letzte Eiszeit: Würm-Eiszeit vor 65.000 bis 12.000 Jahren), zum anderen in der Warmzeit den auf die verschiedenen Gletschern folgenden Flussläufen der Etsch, des Eisack und der Talfer. Sie treffen im Bozner Becken aufeinander und prägen es nachhaltig, im Guten wie im Bösen. Die beständige Wasserzufuhr sorgt für eine bedeutende Fruchtbarkeit des Gebietes, zumal auch die Möglichkeit der Bewässerung genutzt wird, um den im warmen Bozner Talkessel gedeihenden Kulturen optimale Bedingungen zu schaffen. Allerdings verursachten die hier zusammentreffenden Flüsse und Bäche bei ihrem Eintritt in den flacheren Kessel aber auch zahlreiche Überschwemmungen, die das Gebiet seit urdenklichen Zeiten vermurten, aufstauten, mit Sand und Steinen füllten und zur Bildung ausgedehnter Sümpfe führten. Aus diesem Grunde wurden die ersten Dauersiedlungen – Bozen Dorf, Gries, Rentsch und die anderen Weiler Zwölfmalgreiens – auf den leicht erhöhten Schuttkegeln am Rande des Talbeckens errichtet, um damit wenigstens Haus und Hof einigermaßen in Sicherheit zu wissen.

Um diesen schweren wirtschaftlichen Beeinträchtigungen vorzubeugen war es ganz natürlich, dass die Anwohner versuchten durch Schutzbauten, sei es aus Holz (*Archen*) als auch aus Stein (*Wassermauern*), diesen Wassereinbrüchen Einhalt zu gebieten. Wann mit diesen Bauten begonnen wurde, ist nicht geklärt. Auf Grund erster Hinweise wird das

Jahr 1239 genannt. Nach der *Bozner Chronik* von 1366 wurde mit dem Bau der Wassermauer von Maretsch flussabwärts 1340 begonnen („... das man die mawr von Maretz anfieng zu parwen herab fur die stat ... vnd ain stewr ward angelegt zu derselben mawr; die brach siben hundert marckh ...“). Dies erscheint aber ein ziemlich später Zeitpunkt; zumindest weiter flussaufwärts gab es schon frühere Bauten. Ein sicherer Beleg für die Existenz solcher Bauten stammt aus den 70er Jahren des 13. Jh. In einem Protestschreiben vom 10. September 1277 an ihren Herren, Bischof Heinrich von Trient, schildern einige Bewohner Bozens die Methoden, mit denen Graf Meinhard II. von Tirol sie zur Übergabe der Stadt zwang: Er ließ alle Gebäude und die Bauten vor der Stadt Bozen, die gegen die Wasser der Talfer und des Eisack errichtet wurden, verbrennen und zerstören und wollte so die Stadt unter Wasser setzen.

Der Talkessel von Bozen war nicht nur durch die Talfer gefährdet, sondern zusätzlich und in viel höherem Ausmaße auch durch den Eisack. Dieser war länger als die Etsch, hatte ein viel größeres Einzugsgebiet als diese und ein stärkeres Gefälle, weshalb er bei Hochwasser eine viel größere Macht entwickelte und auch sehr viel mehr Material zu Tal brachte. Um diesen Gewalten erfolgreicher entgegenzutreten zu können waren die Anrainer stark auf nachbarschaftliche Hilfe und genossenschaftliche Zusammenarbeit angewiesen. Es entstanden die sogenannten *Wasserleegen*, deren Aufgabe in der Vorsorge für Uferschutzbauten und in der Organisation der Bewässerung bestand. Auf dem Territorium des Stadt- und Landgerichtes Bozen gab und gibt es bis zu zehn solcher Interessenschaften.

Aufsicht und Kontrolle über diese Vereinigungen war von alters her Aufgabe des Bozner Stadtrates und zwar nicht nur für den engeren Bereich der Stadt, sondern wie gesagt für den gesamten Gerichtsbezirk. Im ältesten erhaltenen Protokoll des Bozner Stadtrates aus dem Jahr 1469 wird auf diesen Bereich ausführlich eingegangen: Es werden ein Brückenmeister, ein Brunnenmeister und je zwei Baumeister für jede Leege aufgezählt. Unter *parwmaister* waren dabei fachkundige Bürger oder Bauern zu verstehen, denen die Aufsicht über die Wasserwehr-

bauten übertragen wurde. Im selben Protokoll ist die Rechnungslegung des scheidenden Bürgermeister des Jahres 1468, Hanns Trott, enthalten. Den Einnahmen von 225 Mark, vornehmlich aus Zöllen und Strafgeldern, stehen Ausgaben von 126 Mark gegenüber (1 Mark = 2.400 *Perner*). Davon wurden über 26 Mark, also mehr als ein Fünftel des damaligen Stadtbudgets, für Schutzbauten an Eisack und Talfer verwendet. Die Arbeiten wurden dann vom Rat auch überprüft und kontrolliert. Davon erfahren wir bereits aus dem ersten erhaltenen Rechnungsbuch der Stadtgemeinde (1465).

Die schweren Verheerungen der Jahre 1539, 1540 und 1541 veranlassten den Bozner Bürger Leonhard Hörtnayr, dem Innsbrucker Gubernium am 25. Mai 1541 einen eindrucksvollen aquarellierten Plan der ausgedehnten Zerstörungen [Abb. 6], die von den drei Flüssen verursacht wurden, vorzulegen. Das Eisackhochwasser bewirkte durch seine Masse eine Stauung der Etschfluten, die dann ihrerseits die Fluren von Gries, Unterrain (Eppan) und Moritzing unter Wasser setzten. Eine daraufhin vom Landesgubernium eingesetzte Kommission schlug neue Schutzbauten, weitgehend aus Holz vor, vor allem im Bereich der Au, von Leifers und des Neubruches. Dabei solle man nicht mehr wie bisher in gerader Richtung gegen den Burghügel von Sigmundskron fahren, sondern schräg herab zu den Höfen in der Oberau auf einer Länge von ungefähr 500 Metern ein neues starkes Grundwerk durch den Eisack errichten. Damit würde dessen Flussbett verlegt und dadurch künftige Rückstaus der Etsch verhindert, das Moos trockenlegt, Brücken und Straße bei Sigmundskron gesichert. Die Kosten wurden auf 10.000 Gulden veranschlagt, das Projekt allerdings nicht ausgeführt. Der wohl in diesem Zusammenhang entstandene Plan Hörtnayrs enthält den letzten Hinweis auf die Lage des ehemaligen Klosters in der Au: Knapp oberhalb der „... *Kaysers Aw* ...“ ragen die Ruinen des „... *alt Closter* ...“ wie eine Insel aus dem Eisackbett.

Die Arbeit an den Schutzbauten war ein niemals endender Wettlauf gegen die Unbilden der Witterung und die Kraft der reißenden Flu-

ten. Nach den oben geschilderten Vorfällen im 16. Jh. war es 1673 wieder einmal so weit [Abb. 20]. Um Peter und Pauli (29. Juni) hatte es mehrere Tage ohne Unterbrechung geregnet, sodass schließlich Eisack und Talfer über die Ufer traten. Durch die mitgeschwemmte Anzahl an Baumstämmen wurde der Hauptpfeiler der überdachten Eisackbrücke bei der Loretokapelle hinweggerissen mit 40 Menschen darauf; diese waren am Festtag der beiden Apostel nach der Predigt in der Pfarrkirche auf dem Weg zu einer Andacht in besagter Kapelle; lediglich sechs oder sieben leblose Körper konnten in der Folge geborgen werden. Wenige Stunden nach dem Einsturz der Brücke durchbrach der Eisack über eine Länge von ca. hundert Metern die Schutzmauer am Bozner Boden, überschwemmte die Felder und setzte auch den Stadtteil südlich der Pfarrkirche unter Wasser. Jenseits der Brücke wurden die Schutzbauten ebenfalls stark beschädigt und die *Reichstraße gegen Italien* gefährdet.

Beim Hochwasser von 1673 hatte sich auch die Talfer so tief in ihr Bett eingegraben und die Fundamente der Wassermauer besonders in der Nähe von Schloss Maretsch derart unterspült, dass auch deren Stabilität gefährdet war. Stadtbaumeister Franz Hafner erhielt daher den Auftrag, die Fundamente durch einen ca. 1 Meter breiten steinernen Vorbau an den gefährdetsten Stellen zu verstärken. Als er diese Arbeit im Jahr 1675 ausführte, setzte er sich ein kleines Denkmal, indem er seinen Namen, seine Berufsbezeichnung und die Jahreszahl auf einem Baustein einmeißeln ließ: „1675 F: *Hafner Paumaister*“. Dieser Denkstein ist heute noch an der Stiege, die von der Maretschgasse auf die Wassermauer führt, zu sehen [Abb. 22]. Auch im 18. Jh. wurden die Wasserbauten an der Talfer laufend verstärkt und verlängert [Abb. 21]. Das Bett wurde geräumt, der eigentliche Wasserlauf vertieft, die Mauern verstärkt und erhöht. Zwischen 1759 und 1760 wurde dann in der Talenge hinter Runkelstein und Ried ein gewaltiges Sperrwerk errichtet.

Auch das 18. Jh. erfuhr seine Jahrhundertüberschwemmung. Vom 30. August bis 3. September 1857 regnete es ununterbrochen, sodass

schließlich der Eisack über die Ufer trat. Von Kardaun abwärts, wo der Fluss die Brücke zu einem Drittel wegriss und links und rechts aus dem Flussbett ausbrach, wurden sämtliche Güter entlang seines Laufes mit Steinen, Gries und Sand vermurt oder mit Morast gefüllt. In der Rain-gasse stand das Wasser bis zu zwei Meter hoch, Pfarrhaus und Propstei waren bis zu zwei Metern Höhe eingesandet, der angrenzende Friedhof samt Totengrüften wurde völlig niedergerissen und überschwemmt. Mittlerweile war jedoch eine neue Zeit angebrochen, die Zeit der Aufklärung, und die in ihr lebenden Entscheidungsträger wurden immer mehr von der Überzeugung geleitet, dass menschliche Vernunft und technischer Fortschritt Mittel und Wege finden würden, durch Flussregulierung und Verbauung das Problem in den Griff zu kriegen. Im Gefolge der erwähnten Überschwemmung von 1757 wurde der aus den Österreichischen Niederlanden (heute: Belgien) stammende Ingenieur-Oberstleutnant Johann Brequin de Demenge (um 1700–1785) mit der Verfassung eines einschlägigen Gutachtens über die Überschwemmungsschäden im September 1757 und deren Ursachen betraut. Er zählt eine Reihe von Gründen auf, die seines Erachtens solche Katastrophen bewirken wie Steilheit, Brüchigkeit der Berge, geringe Festigkeit des Bodens und der daraus resultierende starke Abgang von Steinen, Geröll und Sand; aber auch von Menschen verursachte Schäden wie die Vernachlässigung und zu starke Einengung der Wildbäche, Beschädigungen durch das Holztriften auf den Flüssen usw.; ganz besonders für Bozen führt er die Gewinnsucht vieler Personen an, die um Land für ihre Weingüter und Gärten zu gewinnen, das Flussbett des Eisacks allzu sehr einengten bzw. die Ufer sehr schlecht und nachlässig befestigten, meist nur mit Holzwänden, Trockenmauern oder gar nur mit einfach ans Ufer hingeworfenen Steinen anstatt breiter, mit starken Fundamenten versehener Mörtelmauern.

Auch in den folgenden Jahren beauftragten Tiroler Gubernium oder Wiener Zentralstellen immer wieder Fachleute mit der Erstellung von Gutachten und Plänen, um der unhaltbaren Situation endlich von Grund aus eine Ende zu bereiten; allerdings fehlte immer das Geld, um

diese Pläne zu verwirklichen. In den Jahren 1802–1804 erstellte der Major im k. k. Genie-Corps Ignaz von Nowack (1762–1826) eine umfassende Situationsaufnahme und einen weiteren Plan. Sein Kartenmaterial stellt die erste systematische Aufnahme des Etschverlaufes samt Nebenflüssen dar, blieb aber vorerst ohne Folgen. Den Ausschlag für die endgültige systematische Inangriffnahme des Problems gab die schwere Überschwemmung des Jahres 1868. Am 20. Mai 1869 wurde die Etsch-Regulierungs-Kommission gegründet, die ein neues Gutachten – das fünfte seit 1769 – in Auftrag gab; nach langen Auseinandersetzungen wurde schließlich im Dezember 1879 das Projekt der Ingenieure Hermann Ritter von Schwind und Heinrich Böhm veröffentlicht, das in der Folge dann endlich verwirklicht wurde. Die Zeit drängte, denn die Planungen einer Eisenbahnverbindung nach Meran (eröffnet 1881) setzten einen genauen Plan des neuen Etschverlaufs voraus. Mit dem Reichsgesetz zur Etschregulierung vom 23. April 1879 wurde die entscheidende gesetzliche Grundlage geschaffen, nachdem bereits ein Landesgesetz vom 12. Mai 1875 und ein Reichsgesetz vom 16. April 1876 die Notwendigkeit und die Einheitlichkeit des Vorhabens festlegten. Der Staat Österreich übernahm ca. 30 % der Kosten, den Rest mussten Land Tirol, betroffene Gemeinden und Grundbesitzer (50 %) aufbringen.

Die Etschregulierungsarbeiten auf damaligem österreichischen Staatsgebiet wurden in drei Sektionen unterteilt: Passermündung – Eisackmündung, später bis Gmund bei Auer (Sektion I), Gmund – San Michele all’Adige (Sektion II), San Michele – Sacco bei Rovereto (Sektion III). In der I. Sektion begannen die Arbeiten 1880 mit der Ausbaggerung des Etschbettes unterhalb von Sigmuns-kron. Denn nach den Trockenlegungsarbeiten im dortigen Neufeld ungefähr hundert Jahre zuvor (siehe unten) hatte sich infolge Materialanschwellungen und Rückstau durch den Eisack das Flussbett der Etsch um nahezu zwei Meter gehoben, die Abzugsgräben hatten sich in stehende Gewässer verwandelt und der mühsam zurückgedrängte Sumpf eroberte sich die

kultivierten Gründe langsam aber stetig wieder zurück. Für die Güter im Einzugsbereich von Bozen und Gries war es ausschlaggebend, dass die Eisackmündung, die seit 1763 in mehreren Momenten immer weiter nach Süden verlegt wurde, noch mehr verlagert wurde – mit dem Zweck, die Fließgeschwindigkeit des Flusses zu verlangsamen und den Rückstau effekt der Etsch zu vermeiden. Gleichzeitig wurde am linksseitigen Etschdamm mit dem Bau der Eisenbahnlinie Bozen– Meran begonnen.

Mitten in die Arbeiten platzte im September und Oktober 1882 die schwerste Überschwemmungskatastrophe, die das südliche Tirol je in seiner Geschichte heimgesucht hatte. Am stärksten schwoll der Eisack an, durchbrach die neue Trennmauer zur Etsch und bewirkte durch unglaublich starke Materialablagerungen einen Etschstau bis auf die Höhe von Marling; weiters riss er seine linksseitigen Schutzmauern ein und ergoss sich bis Leifers. Die mehr als verdoppelte Etsch setzte in der Folge das gesamte Etschtal bis südlich von Trient unter Wasser. Knapp sechs Wochen (27. Oktober 1882) später wiederholte sich in Folge neuerlicher heftiger Niederschläge das Ganze wieder. Als Folge dieser Katastrophe wurden die Arbeiten rasch wiederaufgenommen und beschleunigt zu Ende gebracht. 1891 wurden die Arbeiten an der Sektion I abgeschlossen, mit der Abschlusskollaudierung vom 14. Februar 1894 das Gesamtprojekt für vollendet erklärt und den *Etschregulierungs-Erhaltungsgenossenschaften*, die territorial mit den drei Bausektionen übereinstimmten, übergeben. Damit wurden die Gründe am Unterlauf des Eisack und an der Etsch von Meran abwärts endgültig der Versumpfung entrissen und konnten der landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt werden. Allerdings, absolut hochwassersicher kann das Gebiet nie werden, denn die Natur lässt sich nicht endgültig bändigen. Bereits in den späten vierziger Jahren des 20. Jh. hatte sich in Folge des wieder einsetzenden Wasserrückstaus an der Eisackmündung das Bett der Etsch bei Vilpian wiederum zwei Meter aufgeschottert, sodass eine erneute Versumpfung drohte. Um den reibungslosen Abfluss der Etsch und damit auch das Bozner Gemeindegebiet zu sichern,

hat das Staatsbauamt (*Genio civile*) noch 1956 die Eisackmündung durch das sogenannte Separationswerk – eine ca. 3 Meter breite, 4 bis 5 Meter hohe und 4 Kilometer lange Steinmauer – weiter nach Süden vorgeschoben.

Die Urbarmachung von Neufeld: der Schutz vor der Malaria und die Trockenlegung der Etsch-Sümpfe

Die kontinuierliche Ablagerung von Schwemmmaterial durch die drei Hauptflüsse des Bozner Beckens führte naturgemäß zu einer stetigen Erhöhung ihrer Betten und zur Verlangsamung der Fließgeschwindigkeit. Durch die fast alljährlich auftretenden Hochwasser geschah es, dass sich die Flüsse dann ein neues Bett suchten und weitere Teile des noch fruchtbaren Talbodens in Sümpfe verwandelten. So reduzierte sich die ohnedies geringe Anbaufläche in der Ebene noch mehr und die Besorgnis wuchs, bald den gesamten Talkessel in eine Au- und Sumpflandschaft verwandelt zu sehen. Spätestens seit dem ausgehenden Mittelalter kam es daher zu Vorschlägen und Initiativen, zusätzlich zur Abwehr der Wasserelemente und der Räumung überschwemmter Felder auch Sümpfe trocken zu legen, um so neue Kulturgründe zu gewinnen. Genaueres über Pläne und Vorhaben zur Urbarmachung erfahren wir erst im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Kaiser Maximilian I. beauftragt 1497 den Landrichter zu Gries und Bozen Johann Hasen und den Bozner Bürgermeister Leonhard Hiertmair, dafür Sorge zu tragen, dass sich die Leegen Fagen, Graul und Eisackau zusammenschließen, die Flüsse Eisack und Talfer verbauten und eine weitere Versumpfung verhinderten. Felix Faber verweist in seinem Reisebericht aus dem Jahr 1483 darauf, dass bereits Herzog Sigmund (der Münzreiche) unterhalb Schloss Sigmundskron tiefe Abzugsgräben ziehen ließ, damit das Sumpfwasser abfließe, die Gefahr des tödlichen Sumpffiebers gebannt und viel Grund für den Weinbau gewonnen werde.

Die erste Forderung nach einer systematischen Trockenlegung der Mäyser und Auen zwischen Meran und Trient stellt der Anführer des Ti-

roler Bauernaufstandes Michael Gaismair (ca. 1490–1532) in seiner *Landesordnung* (verfasst vermutlich im Winter 1525–1526). Unter Punkt 20 schlägt er vor, diese Ländereien trockenulegen und fruchtbar zu machen, um darauf viel Vieh zu halten und Getreide anzubauen – alles Produkte, von denen das Land zu wenig erzeuge und die auf diesen Gründen billiger und mit geringerem Arbeitsaufwand hergestellt werden könnten. Gleichfalls sollten Ölbaume gesetzt, Safran erzeugt und natürlich Wein (*rot lagrein*) auf diesen ehemals unfruchtbaren Böden angebaut werden. Der Wein sollte dabei *wie im wälschland* gesetzt werden, also in Zeilen und nicht im Pergelsystem, da man so zwischen den Zeilen Getreide anbauen könne. Und Gaismair führt auch aus, dass dann die schlechte Luft aus den Sümpfen und mit ihr viele Krankheiten verschwinden würden. Damit wurde ein Problem angeschnitten, das mit den ausgedehnten Sümpfen des Bozner Talkessels in engem Zusammenhang stand, das der schlechten Ausdünstungen (= *pösen tämpf*) bzw. der schlechten Luft (= *mal aria*) oder des Wechselfiebers, das die Bewohner dieser Gegenden immer wieder befiel. Wer es sich leisten konnte, versuchte dem Talkessel in den gefährlichsten Monaten Juli und August zu entfliehen, wovon letztlich der Brauch, ja fast der Kult herrührt, den die Bozner Bürger mit ihren *Sommerfrischen* auf dem Ritzen oder auf Kohlern treiben.

Der bereits erwähnte Dominikanermönch Felix Faber (ca. 1441–1502) aus Ulm begab sich im Jahr 1483 auf Pilgerfahrt ins Heilige Land und verfasste darüber einen lateinischen Reisebericht. Am 20. April langte er in Bozen an, nachdem gerade eine Feuersbrunst in der Stadt gewütet hatte und zahlreiche Häuser nur mehr rauchende Trümmerhaufen waren. Ansonsten beschreibt er das Leben in Bozen als sehr angenehm und vor allem preisgünstig, die Gegend als sehr fruchtbar und lebenswert, wenn nicht die schlechte Luft die Gesundheit der Bewohner schwer beeinträchtigen würde. Felix Faber schildert die Lage mit einer Portion Humor, vielleicht auch mit einer gewissen Übertreibung:

„Aber die Stadt hat eine ungesunde Luft, weil, wie man sagt, an der Seite, wo die frische und gesunde Luft weht, hohe Berge stehen, die mir die (Ordens) Brüder auch gezeigt haben; an der anderen Seite aber, wo die Luft liegen bleibt, sich stinkende Sümpfe ausbreiten. Daber die Erscheinung, dass es hier immer viele Fieberkranke gibt; ja, es ist so alltäglich, von Fieber befallen zu werden, dass man das Fieber nicht als eine Krankheit ansieht. Begegnet jemand seinem Freunde mit blassen und eingefallenen Wangen und fragt ihn: ‚Freund, was hast du, ich finde, du bist krank und abgezehrt‘, so sagt jener dazu: ‚Gewiss, Freund, doch krank bin ich Gott sei Dank nicht, nur das Fieber zehrt mich ab‘. Als ich einmal, mit einem Laien die Stadt betrachtend, durch Bozen ging, sagte er zu mir: ‚Schau, Bruder; ich glaube nicht, dass es eine Stadt in der Welt gibt, die kälter ist als diese.‘ Verwundert über diese Behauptung entgegnete ich, das sei gar nicht der Fall; im Gegenteil, es sei sehr heiß. Da sprach er: ‚Ich bin nie in diese Stadt gekommen, selbst im heißesten Sommer, ohne dass ich immer viele Leute in Wintermänteln herumsitzen sah, bleich vor Kälte und mit den Zähnen klappernd.‘ Das meinte er als Witz über die Fiebernden. Viele behaupten, dass die Leute das Fieber nicht von der schlechten Luft, sondern vom guten Wein und vom guten Essen, worauf man hier viel hält, bekommen und sich davon Krankheiten holen.“

Oberstleutnant Johann Brequin de Demenge, ein Techniker (Ingenieur) und Kind der Aufklärung beschreibt in seinem Gutachten zur Überschwemmungskatastrophe von 1757 die Situation viel präziser und dramatischer:

„Diese Sümpfe verursachen dem Tal des ‚Addige‘ entsetzliche Schäden, denn im Sommer verpesteten sie die Luft so sehr, dass die Bewohner während dieser ganzen Jahreszeit für gewöhnlich das Fieber haben, was sie verhindert, ihren Beschäftigungen nachzugehen, so dass die Arbeit ebenso darunter leidet wie die Bauern selbst. Man kann diese nicht ansehen, ohne mit ihnen Mitleid zu haben. Ihr blasses, mageres Aussehen, die tief liegenden Augen, die schwache Stimme, der schleppende Gang erwecken unser Mitleid. Diese armen Leute werden selten über 45 Jahre alt.“

Aber trotz dieser Gefahren für Mensch und Wirtschaft blieb das (land)wirtschaftliche Interesse an diesen Gebieten rege; besonders mit Beginn der Neuzeit stieg der Druck, da durch den Bevölkerungsanstieg auch die Nachfrage nach Lebensmitteln ständig zunahm. Um 1530 wurde daher der Neubruch beim alten Kloster durchgeführt, d. h. „... nachdem sie vor alters eine Au gewest, zu Gütern aufgebrochen ...“, landwirtschaftlich also (wieder ?) nutzbar gemacht. Der heute noch bestehende Neubruchweg im Europaviertel ist das letzte Überbleibsel dieser ersten bekannten Trockenlegung. Auch im 17. Jh. wurde verschiedentlich auf die Notwendigkeit der Trockenlegung der Etschmöser verwiesen: 1646 und 1653 hatten die *Tiroler Landstände* (der damalige Landtag) den Landesherren darum gebeten. Landeshauptmann Graf Brandis und der Mailänder Wasserbauingenieur Balthasar Passo wurden mit wenig Erfolg damit betraut. Im Jahr 1685 wurde ein erstes Projekt zur Trockenlegung des Bozner Neufeldes zwischen Terlan und Sigmundskron vorgelegt, allerdings ohne konkrete Folgen. 1719 wiederholten die Deputierten der Landstände ihr Ansuchen, das Moos zwischen Bozen und Terlan und jenes bei Tramin trockenzulegen, um endlich für das Etschtal genügend Getreide bzw. Milch- und Schlachtvieh erzielen zu können.

Was die damalige öffentliche Hand infolge einer viel geringeren Wirtschaftsleistung und daher viel bescheideneren Steueraufkommens nicht leisten konnte, sollte stattdessen von privater Seite – mit öffentlicher Unterstützung, versteht sich – verwirklicht werden. Auf Betreiben des Tiroler Gubernial-Präsidenten Ignaz von Enzenberg und des Kreishauptmannes von Bozen Johann Andre von Franzin gründete eine Gruppe wohlhabender und wirtschaftlich führender Bozner Unternehmer unter der Leitung der Gebrüder Johann Josef und Josef Peter Menz 1763 die *Menzische Moosaustrocknungsgesellschaft*, auch *Moosbau Kompagnie* genannt. Ihr Zweck war es, die links der Etsch gelegenen Sümpfe zwischen der Terlaner Brücke bis zum Ende der Kaiserau trockenzulegen, sowie die dafür notwendige Verbauung von Etsch und

Eisack vorzunehmen. Gemäß Abkommen mit dem Innsbrucker Gubernium, abgesehnet durch ein kaiserliches Hofdekret vom 16. Februar 1764, verpflichtete sich die Gesellschaft, die Meliorierung auf einem Areal von ca. 573 Hektar durchzuführen, die Moosgründe abzulösen oder ihren Eigentümern nach Bezahlung des Wertzuwachses wieder zurückzustellen, die anderen Gründe sollten entweder von der *Kompagnie* selbst bewirtschaftet, sprich verpachtet, oder verkauft werden. Die im landesfürstlichen Besitz befindliche Kaiserau sollte in den Besitz der Gesellschaft übergehen, wenn sich diese im Gegenzug verpflichtet, 100.000 Maulbeerbäume für die Gewinnung von Futter zur Förderung der Seidenraupenzucht anzupflanzen. Zum Start streckte der Staat 15.000 Gulden vor, Grutzner und Herrschaftsleege sollten 10.000 Gulden aufbringen, die Wiener Kommerzalkassa lieh weitere 10.000 Gulden.

Der Bauplan beinhaltete den Bau von fünf Kilometern neuer Dämme und die Verstärkung von 7, 2 km bereits bestehender. Der Eisack, der sich bisher fast im rechten Winkel bei der Roten Wand unterhalb von Schloss Sigmundskron in die Etsch gestürzt hatte – ungefähr dort wo heute die MeBo im Sigmundskroner Tunnel verschwindet –, wurde in ein neues Bett parallel zur Etsch umgeleitet, das seine Mündung ca. 1,2 km nach Süden verlegte, wodurch seine Fließgeschwindigkeit etwas verringert und der gefährliche Rückstau etwas entschärft wurde. Für den Abfluss des Sumpfwassers war die Errichtung eines Hauptabzugskanals (Landgraben) in der Länge von 7,2 km vorgesehen, der durch die neue Landzungen *Spitz* fortgesetzt und schließlich in die Etsch eingeleitet wurde. Diese Vorhaben wurden ziemlich zügig bis 1765 (Baubeginn Spätherbst 1763) verwirklicht, obwohl die Gesellschaft nicht wenige Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Mit dem Jahr 1765 wuchsen die Schwierigkeiten, vor allem finanzieller Natur, immer mehr und allmählich kam der Bau zum Erliegen, wiewohl der Staat weiterhin seine Hand schützend über das Unternehmen hielt und auch laufend Geld vorstreckte, 1767 z.B. weitere 40.000 Gulden.

Trotz der misslichen Lage, in der sich die Gesellschaft befand, war den Trockenlegungsarbeiten ein voller Erfolg beschieden. Natürlich waren diese Gründe auch nach Abschluss der Trockenlegungsarbeiten vor Überschwemmungen nie sicher – wie zum Beispiel am 10. Oktober 1789, als die Dämme an fünf Stellen brachen, das gesamte Neufeld unter Wasser und Schlamm kam und der noch nicht abgeerntete *Türken* zugrunde ging. Allerdings bewährte sich der Abzugsgraben so sehr, dass das Wasser innerhalb von fünf Tagen abfloss. Dadurch konnte auch in Zukunft eine neuerliche Versumpfung des Areals vermieden werden, wengleich der Grundwasserspiegel hier relativ hoch ist, wie aus der Baugeschichte des heutigen Bozner Krankenhauses und verschiedener Nebengebäude, die auf dem ehemaligen Neufeld stehen, ersichtlich ist.

Mit offizieller Kundmachung vom 11. November 1775 wurde die Zuweisung der Gründe an die rechtmäßigen Besitzer öffentlich kundgemacht bzw. wurden die vormaligen Gemeingründe zum Verkauf angeboten. Die in der Ausschreibung vorgegebenen Bedingungen waren ziemlich streng und beeinträchtigten die freie Verfügungsgewalt über Grund und Boden beträchtlich. Vor allem Punkt zwölf der Kundmachung ist eindeutig: Um möglichst viel Land für den Anbau von Getreide bereit zu stellen, wird der Weinanbau striktest untersagt. Wein galt als Luxusgut, ging zwar vorwiegend in den Export, führte aber nach Ansicht der damaligen Agronomen zu Defiziten in der Grundversorgung der einheimischen Bevölkerung und sollte daher tunlichst eingeschränkt werden. Dies erfuhr auch Johann Wolfgang von Goethe, als er am 10. September 1786 zu Beginn seiner *Italiänischen Reise* im Gasthof zur Sonne am Bozner Obstmarkt (heute „Pizza Subito“) einkehrte und mit der Wirtstochter ein Gespräch über Land und Leute führte:

„Ferner vernahm ich von ihr, dass die Weinbauern, die am wohlhabendsten scheinen, sich am übelsten befinden, denn sie sind in den Händen der städtischen Handelsleute, die ihnen bei schlechten Jahren den Lebensunterhalt vorschießen, und bei guten den Wein um ein geringes an sich nehmen. Doch das ist überall dasselbe.“

Obwohl schon seit Ende des 16. Jh. in unserm Lande bekannt und angebaut, setzte sich gerade durch diese Bonifizierung der Maisanbau in der Bozner Gegend massiv durch. Dies ist besonders darauf zurückzuführen, dass der Türken für sein Gedeihen sehr viel Wasser benötigt, daher dem Boden viel Feuchtigkeit entzog und so zur Trockenlegung beitrug. Fehlte den Kulturen infolge starker Trockenheit das nötige Wasser, konnte das Neufeld durch die nahen Flüsse leicht bewässert werden.

Trotz der erfolgreich durchgeführten Urbarmachung des Neufeldes war die *Menzische Moosaustrocknungs-Kompagnie* kein wirtschaftlich erfolgreiches Unternehmen. Der finanzielle Ertrag blieb weit hinter den Erwartungen zurück. 1777 musste sie Konkurs anmelden, nachdem sie bis dahin 164.533 Gulden investiert hatte, die nur zum Teil durch Staatskredite gedeckt waren. Der Staat sprang ein und nach langwierigen Verhandlungen verblieb der Menz'schen Gesellschaft ein Drittel der Gründe (ca. 200 Hektar), während zwei Drittel, ca. 370 Hektar – darunter die Kaiserau, ans Aerar zurückfielen. Dieses ließ die Gründe durch Franz Anton Menz verwalten und an 200 Familien weiterverpachten. Allerdings war auch diesem Unternehmen wenig Erfolg beschieden, da die Pächter wegen Missernten, Trockenjahren, Schädlingsbefall usw. meist nicht in der Lage waren den Pachtzins aufzubringen. Alles in allem kein Geschäft, aber dennoch eine weitblickende Unternehmung mit Beispielwirkung auf vergleichbare Aktivitäten in den Mösern von Tramin/Kaltern, Leifers, Terlan und Lana.

Die agrarwirtschaftlich geprägte Landschaft und die Erschließung von Gries für den Fremdenverkehr im 19. Jahrhundert

Die Bedeutung des Bozner Talkessels in historischer Zeit liegt – trotz mehrfacher Einschränkung durch die hier durchfließenden Gewässer – vor allem in seiner klimatisch begünstigten Lage und der damit zusammenhängenden Fruchtbarkeit. Sicherlich war er auch schon in der Antike landwirtschaftlich genutzt, doch haben wir davon keinerlei ge-

sicherte Nachrichten. Diese beginnen erst im frühen Mittelalter, wohl im Gefolge der bayrischen Landname (ungefähr ab 600 n. Chr.) allmählich zu fließen. Für die von Norden kommenden Baiuwaren begann im Bozner Becken der Süden, vor allem infolge des hier in großem Maßstab betriebenen Weinbaues. Das Etschbecken von Bozen – Meran war von der ersten Zeit der Besetzung an zum Weingebiet des Stammes der Baiern geworden. Südlich des mehrere Male hart umkämpften Bozner Beckens und rechts der Etsch befand sich das Langobardenreich mit dem Herzogtum Trient, das ihrem Expansionsdrang ein Ende setzte.

Bereits um 827 berichtet die älteste erhaltene Urkunde – die Schenkung des in der Sterzinger Gegend beheimateten romanischen Adligen Quartinus um 827 an das Freising gehörende Kloster Innichen – unter anderen von einem Weinhof bei Bozen. Ein Teil der Weinanlagen in diesem Gebiet geht möglicherweise auf Rodungsarbeiten bayrischer Klöster zurück. So deutet z. B. der alte Name vom Gries – *Keller* – auf den freisingischen Stiftskeller, der dort lag, wo sich die Weingüter und der erste Weiler befanden. Genau so geht der Name Querein auf die früher dort gelegenen Besitzungen des Klosters Tegernsee und auf seinen Schutzheiligen St. Quirinus zurück. Immer wieder fand der Wein aus Bozen lobende Erwähnung. So schreibt Bischof Otto von Freising (ca. 1112–1158), der bedeutendste Geschichtsschreiber der Stauferzeit, in seinen *Gesta Friederici Imperatoris* (entstanden 1157–1158): „Dieser Ort sendet den Bayern süßen und zum Transport in auswärtige Gegenden geeigneten Wein.“ Dieser wurde dann in den nachfolgenden Jahrhunderten ein Wirtschaftsfaktor ersten Ranges und das einzige Handelsprodukt Bozens, das in der Umgebung der Stadt selbst erzeugt und hier vermarktet wurde. Ansonsten beruhte die wirtschaftliche Bedeutung dieser Stadt fast ausschließlich auf dem Durchzugshandel. Auch wenn sich die Bozner und Südtiroler Weinexporteure vergangener Jahrhunderte oft schwer über die Konkurrenz des billigeren, vielleicht auch hochwertigeren *Welschweines* (wohl

Trentiner Wein) beklagten, so war der Ruf des Etschtaler oder Bozner Weines dennoch unübertroffen.

Zusätzlich zum Weinbau wurden im Bozner Becken noch Getreide und Heu angebaut bzw. geerntet, immer jedoch diesem untergeordnet, sodass die Versorgung der hier lebenden Bevölkerung – zumindest vor den ersten bedeutenderen Trockenlegungsarbeiten – nicht gedeckt werden konnte. Deshalb kam der wirtschaftlichen Nutzung von Mösern, Auen und Schwemmland für die Versorgung der Bewohner schon seit jeher erhebliche Bedeutung zu. Marx Sittich von Wolkenstein berichtet in seiner Landesbeschreibung, dass die drei Flüsse und Gewässer, besonders die Etsch, sehr fischreich seien, zählt bis zu neun Fischarten, dazu Krebse, Frösche, Schildkröten und Ottern, die vielen Fischern und armen Menschen die nötige Nahrung lieferten. Die in den Auen durch die ständige Feuchtigkeit meist sehr rasch heranwachsenden Wälder lieferten in aller erster Linie Brennholz, kaum Bauholz, wohl allerdings Holz für den Weinbau (Perglholz). Sie wurden aber auch als herrschaftliche Jagdgebiete genutzt, wobei Vögel, Hoch- und Niederwild, besonders Wildschweine, gejagt wurden. Das in den Mösern wachsende Schilf wurde hingegen zur Herbst- oder Winterzeit in trockenem Zustand gemäht und als Streu für das Vieh genutzt. Der daraus entstehende Mist fand als Düngemittel, besonders im Weinbau, Verwendung.

Zur Winterzeit, also bei Niedrigwasser, wurden die ausgedehnten Auen und Mäuser als Viehweide genutzt. Schafherden aus den umliegenden Gemeinden, besonders aber aus dem weiter entfernten Fassatal, wurden gemäß alter Weiderechte hier überwintert. Zahlreiche Pferde aus dem Passeier- und dem Sarntal fanden in den Wintermonaten hier ebenfalls ihr Futter. Vor allem seit dem hohen Mittelalter transportierten die Bewohner dieser Täler Waren und Produkte aus der Meraner bzw. aus der Bozner Gegend mit Saumtieren über den Jaufen und das Penser Joch, also auf der denkbar kürzesten Strecke, ins nördliche

Tirol. Ohne die Möglichkeit, die Tiere im Winter, wenn die Saumtätigkeit aus klimatischen Gründen eingestellt werden musste, auswärts durchfüttern zu können, wäre dies nicht möglich gewesen. Für das hochgelegene und arme Fassatal waren Schafe damals die bedeutendste Einkommensquelle; auch dieser Wirtschaftszweig konnte ohne ausgedehnte Wanderung der Tiere (*transumanza*) von den Almen über den San Lugano-Pass ins Etschtal und herauf ins Bozner Becken nicht aufrechterhalten werden. Dasselbe galt übrigens auch für die Schafherden aus dem Schnalstal, die alljährlich über die Gletscher zwischen den Almweiden im hinteren Ötztal und dem Meraner Becken „pendelten“. Für Schutzbauten an den Flussufern mussten auch Fassaner, Passeirer und Sarner ihren anteilmäßigen Beitrag an die Leegen leisten. Durch die Urbarmachung des Neubruchs im 16. Jh. wurden diese Weiderechte eingeschränkt, durch die Anlegung des Neufeldes im 18. Jh. völlig aufgehoben und ihre Inhaber mit Entschädigungszahlungen abgefunden.

Der Niedergang Bozens als Handelsstadt hatte zur Folge, dass mit Beginn des 19. Jh. die Landwirtschaft immer mehr in den Mittelpunkt rückte. Dr. Bergmeister liefert in seiner statistischen Topographie einen detaillierten Überblick über die agrarischen Verhältnisse. Neben Graslandwirtschaft, die fast ausschließlich in Gries und Zwölfmalgreien Futter für 250 Pferde, ca. 3.000 Rinder (davon ca. 2.000 Kühe) und etwas Kleinvieh (einschließlich ca. 700 Schweine) lieferte, dominierten Wein- und Ackerbau. Drei Viertel der für Getreideanbau bestimmten Fläche nahm der Mais ein, die einzige Körnerfrucht, von der für den Lokalgebrauch genügend angebaut, ja von der sogar exportiert werden konnte. Die Roggen-, Weizen-, Hafer- und Gers-erzeugung reichte nicht für den Eigenbedarf, ebenso wenig der Anbau von Kraut, Erbsen und Bohnen. Letztere wurden sowohl in den Maisfeldern als auch in den Rebanlagen gepflanzt. Der wichtigste Wirtschaftszweig war eindeutig der Weinbau. Auf ca. 1.000 Hektar (Leifers eingeschlossen) – drei Fünftel im Talboden, der Rest auf den umliegenden Hängen – werden laut Bergmeister durchschnittlich 80.000 Hektoli-

ter Wein erzeugt. Bozen ist die weinreichste Gegend Tirols und wird sehr intensiv mit diesem Produkt bebaut. Als wichtigste Traubensorten werden Lagrein, Blatterle (weiß) und Vernatsch genannt; letztere, in den Varianten graue, weiße, edle und gemeine, ist die ertragreichste und wird daher am häufigsten angebaut. Die Obstproduktion hingegen war fast ausschließlich auf den Eigenbedarf bzw. auf die Versorgung der nächsten Umgebung ausgerichtet. Eine Wende zeichnet sich hier erst ab dem Jahr 1867 ab, als mit der Inbetriebnahme der Brennerbahn ein billigerer, rascher und problemloser Export auf die nördlich der Alpen gelegenen Märkte möglich wurde.

1894 konnten auf dem Gebiet der heutigen Gemeinde Bozen in guten Jahren auf 951 Hektar ca. 70.000 Hektoliter Maische geerntet werden, 60 % davon auf dem damaligen Gemeindegebiet von Gries. Durch die Kelterung wird die Menge ungefähr um ein Drittel verringert, sodass man auf eine Produktion von ca. 47.000 Hektoliter kommt, etwas weniger als vierzig Jahre vorher von Dr. Bergmeister angegeben oder auch nur das Ergebnis genauerer Zählungen. Die Hauptsorten waren nach wie vor die verschiedenen Spielarten des Vernatsch (Groß- oder Edelvernatsch, Grauvernatsch, Kleinvernatsch, Weißvernatsch), Lagrein und Blatterer, in geringerem Maße Burgunderweine, Portugieser, Cabernet, Riesling, Traminer, Ruländer, Pfefferer u.a. Der mit Weinreben bepflanzte Grund nahm in den folgenden Jahren noch zu, während der Getreide-, besser Mais-Anbau, aus marktwirtschaftlichen Gründen fast völlig eingestellt wurde. 1914 waren es bereits 1.200 Hektar, doch blieb das Ertragnis nahezu gleich, ein Indiz, dass vermehrt auf Qualität statt Quantität gesetzt wurde. Die Rebanbaufläche ging in Folge der urbanistischen Expansion Bozens seit den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und einer langfristigen Bevorzugung des Obstbaues ständig zurück und hat sich laut Landwirtschaftszählung vom Oktober 2000 mit 438 Hektar mehr als halbiert. Dennoch ist Bozen nach Eppan und Kaltern immer noch die drittgrößte Weinbaugemeinde Südtirols.

Der Obstanbau hingegen entwickelte sich aus kleinen Anfängen seit dem Anfang des 19. Jh. Damals wurde das Obst durch Kraxenträger oder auf zweirädrigen Karren über den Brenner gebracht, dort auf dem Landwege weiter nach München transportiert oder von Hall bei Innsbruck auf dem Inn und dann auf der Donau bis nach Wien verschifft und dort an Geschäftsleute verkauft oder von Frauen in schmucker Tiroler Tracht von Haus zu Haus wandernd angepriesen. Auch hier hatte die Eisenbahn gründlichen Wandel geschaffen. Infolge der leichten Transportmöglichkeit und der dadurch stark gestiegenen Nachfrage aus Innerösterreich, aus Deutschland und Russland erfuhr der Obstanbau eine erhebliche Ausdehnung. Auch hier hatte die Etschregulierung entscheidend zur Ausdehnung der Obstanlagen beigetragen. Die geregelten Abflussverhältnisse und damit die Absenkung des Grundwasserspiegels ermöglichten es an Stelle von Mais andere Kulturpflanzen anzupflanzen. Zunächst ging es darum, Obstbäume auf Erdhügeln im Abstand von acht Metern zu pflanzen, wenige Jahre später füllte man die gesamte Fläche. Bald erstreckten sich auf den ehemaligen Sumpf- und Aulandschaften ungeheure Wälder von Obstbäumen, die dem Etschtal bald das Aussehen einer Monokultur verpassten. Die meist hochstämmigen Bäume wurden allerdings in viel lockereren Reihen angepflanzt, da der Grund auch als Graslieferant für die Viehwirtschaft diente. Im Hinblick auf die das produzierte Obst ist zu sagen, dass ungefähr 65 % auf Kernobst (ein Viertel Birnen, drei Viertel Äpfel) entfielen; die restlichen 35 % setzten sich aus Speisetrauben (10–15 %), Kastanien (ebenfalls 10–15 %) und ca. 10 % Steinobst (Pflirsiche, Aprikosen, Zwetschken) zusammen.

Wiewohl im Laufe des 20. Jh. auch das Obstanbaugebiet der Gemeinde Bozen durch die Stadterweiterung eingeschränkt wurde, ist der Rückgang nicht so stark wie beim Weinbau. Denn der Verlust traditioneller Weinabsatzmärkte nach dem Ersten Weltkrieg führten zu einer Umschichtung der Anbauflächen zugunsten von Obstanlagen, die sich durch die ausgeprägte Modernisierung des Obstanbaues nach dem

Zweiten Weltkrieg weiter verstärkte. Erst in den letzten Jahren ist wieder eine leichte Trendwende in Richtung Weinbau zu bemerken. Mit 742 Hektar Obstanbaugebiet (Landwirtschaftszählung vom Oktober 2000) ist die Gemeinde Bozen nach Lana, Latsch und Eppan der viertgrößte Obstproduzent des Landes.

Neben den Neuerungen, die besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jh. im Bereich der Landwirtschaft zu umfangreichen Veränderungen geführt hatte, war ein weiterer, neuer Wirtschaftszweig getreten, der besonders auf Gries, aber auch auf der eigentlichen Stadt und in geringerem Maße auf Zwölfmalgreien große Auswirkungen zeigte: der Fremdenverkehr. Gries war seit seiner Entstehung ein ausgeprägt landwirtschaftlich genutztes Dorf gewesen, in dem neben den vorherrschenden Weinbauernhöfen auch einige Gutshöfe und bedeutender Kirchenbesitz (Kloster Muri – Gries, Kloster Neustift) vertreten waren. Die Anfänge des Grieser Kurtourismus waren bescheiden. Unweit des Grieser Platzes an der Landstraße nach Meran errichtete der Gutsbesitzer Ignaz von Aufschnaiter ein Haus, die spätere Villa Aufschnaiter [Abb. 23] und der heutige Grieser Hof, in der im Winter 1838–1839 der russische Oberst Parischnikoff seinen mehrmonatigen Aufenthalt nahm. Er gilt seither als der erste Grieser Kurgast, mehrere andere hochgestellte Gäste folgten. Dr. Bergmeister berichtet dazu 1854:

„Auch dieses Viertel (Moritzing) ist durch Fruchtbarkeit gesegnet und enthält nebst einer Fialkirche zum hl. Moriz mehrere schöne neugebaute Landhäuser, wie jene des Herrn Ignaz v. Aufschnaiter, Herrn Neurauter, der Wittwe Franziska Freiin v. Giovanelli, und des Herrn Dr. v. Hepperger, welche wegen ihrer reizenden Fernsicht und ihrer gesunden angenehmen Lage von fremden hohen und höchsten Herrschaften häufig zu einem längern Vergnügens-Aufenthalte gewählt werden.“

Ab 1870 setzte die Entwicklung massiv ein, wiederum in Folge der Eröffnung der Brennerbahn 1867; der Bahnhof trug bezeichnenderweise den Namen Bozen – Gries, befand sich aber wegen der Kleinräumig-

keit des Stadtgebietes bereits auf dem Territorium der Gemeinde Zwölfmalgreien [Abb. 24]. Die Verantwortlichen nutzten gegenüber einer vor allem aus dem Norden stammenden Klientel geschickt das Image des sonnigen Südens. In der Tat ist die Lage des Ortes so, dass er auch im Winter sehr lange von der Sonne beschienen wird und die Temperatur nur an ganz wenigen Tagen nie über den Gefrierpunkt klettert, dass er fast absolut windgeschützt ist und die Zahl der Tage mit Niederschlag vor allem im Herbst und Winter sehr gering ist. Gries war daher nach den objektiven Messungen der Klimaforscher der mildeste Kurort Mitteleuropas, milder noch und klimatisch günstiger gelegen als Meran. Die Kursaison dauerte neun Monate, von September bis Mai: September – November Traubenkur und Vorbereitung zum Übergang der Kurgäste in den tieferen Süden; Dezember – Februar Überwinterung im milden *Sonnen-Luftkurort*; März – Mai Frühjahrsaufenthalt. In den heißen Sommermonaten war Gries sozusagen geschlossen bzw. stand wieder die althergebrachte Landwirtschaft im Mittelpunkt.

Der Durchbruch als Kurort erfolgte ab 1872, als die *Österreichische Baugesellschaft für Curorte* aus Wien in der Fagenstraße das Kurhotel Austria – heute: Realgymnasium und Geometerschule – erbaute, eines der modernsten Hotels der Donaumonarchie [Abb. 25]; mehrere Hotels und Pensionen kamen in den folgenden Jahren dazu. Aus dem zwanzig Jahre vorher von Ignaz von Aufschnaiter und Josef von Leiss gegründeten *Privat-Kurkomitee* wurde am 1. Juni 1874 der *Curverein Bozen* – Gries, der 1875 von der Statthalterei in Innsbruck die Erlaubnis zur Einhebung einer Kurtaxe erwirkte und systematisch mit dem Ausbau und der Verschönerung der öffentlichen Strukturen begann. 1884 wurde das Kurhaus (heute Marcelline) eröffnet [Abb. 26]; zwischen 1891 und 1899 in mehreren Etappen die *Heinrichspromenade* (heute Guntschnapromenade) errichtet, welche die bereits bestehende Mühlbachpromenade kongenial ergänzte. 1898 wurde ein eigenes Landesgesetz erlassen, der eine eigene Kurvorstehung errichtete, die unter dem Vorsitz des Bürgermeisters alle Kurangelegenheiten regelte; das

Gesetz wurde 1913 novelliert und den veränderten Gegebenheiten angepasst. Die Zahl der Kurgäste stieg ständig: In der Saison 1879–1880 erst 150, 1898–1899 waren es bereits 2.500, 1910–1911 sogar 4.345. Kurdirektor, Kurärzte, Kurorchester, einschlägige Geschäfte und Lokale und eine ständig steigende Anzahl von vermögenden Personen, die sich in Gries ihre Villen errichteten und hier ihr weiteres Leben in Ruhe und Muße als Privatiers verbrachten, veränderten den Ort nachhaltig. Mit der 1909 errichteten Tramlinie Bahnhof – Grieser Platz – Fagenstraße konnten die Kurgäste den Kurort noch bequemer erreichen. Daneben blieb auch Bozen – Zwölfmalgreien nicht stehen und entwickelte einen eigenen Tourismus, der keinesfalls in Konkurrenz zu Gries stand. Bozen stellte sich als Verkehrsknotenpunkt und Ausgangsstation zahlreicher Bergtouren, als Zentrum der unternehmungslustigen Reisenden und Alpinisten dar, während sich Gries als Refugium für den erholungs- und ruhebedürftigen, älteren, aber auch distinguierten und wohlhabenderen Gast empfand.

Es nimmt also nicht Wunder, dass Bozen – Zwölfmalgreien und Gries in den ersten Jahren des 20. Jh. nach Innsbruck und noch vor Meran das zweitwichtigste Fremdenverkehrsgebiet Alt-Tirols war und einen kräftigen Wachstumsschub erfuhr. Innerhalb von 40 Jahren hatte sich die Einwohnerzahl verdoppelt. Um 1870 wurden auf dem Gebiet der heutigen Stadtgemeinde (2002: 54,3 km², 95.000 Einw.) ungefähr 15.000 Menschen gezählt. 1910 wohnten auf dem heutigen Stadtgebiet bereits an die 30.000 Einwohner: 19.000 in Bozen, 5.000 im mittlerweile eingemeindeten Zwölfmalgreien und 6.000 im noch selbständigen Gries. 1913, im letzten vollen Tourismusjahr, wurden in ganz Tirol nahezu eine Million Touristen gezählt (983.000), die höchste Zahl der gesamten Monarchie; davon entfielen mehr als hunderttausend auf Bozen. Da die meisten von ihnen die Stadt als Durchzugs- und Ausgangsort für Ausflüge und Touren in die Berge nutzten, betrug ihre durchschnittliche Aufenthaltsdauer jedoch lediglich vier Tage. Die Kurgäste in Gries (1913: ca. 3.600) und Meran (1913: ca. 36.000) hinge-

gen blieben im Durchschnitt 40 Tage, also die für eine ordentliche Kur damals medizinische empfohlenen sechs Wochen. Es ist also keine Übertreibung festzustellen, dass sich innerhalb eines knappen halben Jahrhunderts der Tourismus von bescheidensten Anfängen zum wichtigsten Wirtschaftszweig im Talkessel von Bozen entwickelt hatte.